

Erlösung

Von AUGUST BRUNNER S.J.

Der Schrei nach Erlösung

In einem uralten sumerisch-babylonischen Mythos wird erzählt, wie der Kulturheros Gilgamesch auf die Suche ging nach dem Kraut, das jung macht. Er fand es auch nach langer, gefährlicher Fahrt jenseits des Meeres. Aber ehe er noch seine Wirkung an sich hatte erproben können, wurde es ihm in einem Augenblick der Unachtsamkeit von einer Schlange geraubt.

Immerwährendes Leben, aber nicht als bloße Fortsetzung des jetzigen Lebens, sondern als glückvolle Erhöhung und Erfüllung, danach ging immer die Sehnsucht des Menschen. Nie hat er sich wie Tier und Pflanze einfach damit abfinden können, daß er dem Tode und seinen Begleitern, dem Schmerz, der Krankheit und dem Verlust seiner Güter, verfallen sei. Das alles, wodurch Tier und Pflanze als zu ihrer Natur gehörig schlicht hindurchgehen, besitzt für den Menschen den quälenden Charakter von etwas Ungebührlichem, von etwas, was nicht sein sollte. Immer hatten Leiden und jegliches Ungemach für den Menschen ein ganz anderes Gewicht. Wie oft erscheint in religiösen Texten, auch in den Psalmen, die Krankheit als Tod, die Genesung als Erweckung aus dem Todesschlaf! Ein dunkles Wissen um eine unheimliche Zerrissenheit der Existenz selbst meldet sich in allem Unglück. Ein Urübel wirkt in allen einzelnen Übeln; eine immer schon bestehende Knechtschaft macht erst jede Unterdrückung möglich; jede Not entspringt aus einem abgrundigen Notstand des eigensten Seins.

Die Sehnsucht nach Befreiung, nach Erlösung treibt den Menschen dazu, sich durch seine Kultur Sicherungen zu verschaffen. Aber so Großes er da auch erreicht hat, im Wesentlichen ist er gescheitert. Die gleiche Sehnsucht führt immer wieder den bewußten oder halb bewußten Betrügern, die das Paradies auf Erden versprechen, die Scharen zu, und keine Enttäuschung hat das noch ändern können. Es ist etwas Seltsames und Unheimliches um den Menschen. Er ist im eigenen Sein nicht zu Hause; immer und immer wieder strebt er über seine Grenzen hinaus. Er fühlt sich dessen, was ihm zusteht — obschon er nicht sagen könnte, was es eigentlich ist — beraubt. Verloren, verirrt, gefesselt von bösen, dämonischen Mächten, so kommt er sich vor.

In vielen Mythen hat der Mensch diesem Verständnis seines Daseins Ausdruck gegeben. Immer wieder hat er versucht, die Ursache seines Unheils zu entdecken und sie bald hier, bald dort zu finden geglaubt. Immer hat er

mehr oder weniger deutlich gewußt, daß weder er selbst noch irgendeine irdische Macht das Heil zu schaffen vermöchte. Denn zu allen Zeiten hat er sich um Befreiung an Mächte gewandt, die er für göttlich hielt. Dies deutet aber auf eine ahnende Erkenntnis dessen hin, daß der Riß auch in seinem innersten Sein klafft, daß er bereits in jenen Bereichen verloren ist, die noch jenseits seines freien Willens liegen, in jenem Grund, von dem her er erst sich erkennend und wollend der Welt zuwendet.

Die christliche Antwort

Die christliche Offenbarung hat diese schmerzvolle Erfahrung der Menschheit in ihren letzten Gründen erhellt. Sie ließ das Licht des göttlichen Wissens bis in jene dunkeln Tiefen fallen, die sonst dem Auge des Menschen verborgen bleiben. Die Brüchigkeit und Vergeblichkeit des menschlichen Daseins, so sagt sie uns, sind nicht ursprüngliche Gegebenheiten des menschlichen oder kosmischen Seins, mit deren Verschwinden es selbst aufhören müßte. Der Mensch hat letztlich seinen Stand nicht in der Welt und noch weniger in sich selbst. Er hat seinen Grund in dem freien Schöpferwillen eines persönlichen Gottes. Mit diesem seinem Grund konnte er aber nur durch ein freies Verhalten, durch eine Schuld, zerfallen. Indem er sich von Gott abwandte, geriet er auch mit dessen ganzer Schöpfung in Widerspruch und fühlte sich in ihr nicht mehr zu Hause.

Nun muß es also dem Menschen zu Mute sein, als sei er auf sich allein gestellt; und er spürt sehr wohl, daß dieser Boden ihn nicht zu tragen vermag. Angstvoll kreist von jetzt an all sein Denken und Sinnen um dieses haltlose Dasein, und gierig rafft er alles an sich, was es zu stützen vermöchte. Nur noch auf diese unmögliche Aufgabe bedacht, verkehrt sich für ihn alles andere, was sich seinem Zugriff entzieht und seinem Willen nicht widerstandslos unterordnet, zur Bedrohung und zum hassenswerten Feind. Daseinsberechtigung gesteht er nur dem zu, was sich dazu hergibt, als Mittel zu den eigenen Zwecken zu dienen, und darüber hinaus keinen Anspruch auf Selbständigkeit erhebt. Jeder Mißerfolg bringt die abgründige Ungesichertheit des Daseins schmerzlich und beschämend in Erinnerung. Darum gilt es, den eigenen Willen um jeden Preis durchzusetzen und zu diesem Zweck die eigene Macht über alle Grenzen hinaus zu vergrößern. Denn so groß diese auch sein mag, nie ist sie der Aufgabe gewachsen, dem eigenen Dasein feste und sichere Begründung zu verleihen. So treibt die Angst den Menschen ins Maßlose, in die nie zu sättigende Gier nach Macht, nach Genuß und nach dem Mittel zu dem allem, zum Besitz. Wer ihm dabei hindernd in den Weg tritt, den möchte er gewaltsam unterwerfen oder rücksichtslos beseitigen.

Mit Gott verfeindet

Feind ist da vor allem Gott. Mit seinen Ansprüchen und seinen Geboten tritt er diesem überheblichen Streben entgegen. Ja, er tut es schon durch sein

bloßes Dasein. Gott sein heißt ja doch, in sich selbst gründen und darum keines Wesens sonst, also auch des Menschen nicht bedürfen. Das heißt, vom Menschen weder durch Gewalt noch durch Geschenke und Schmeichelei in den Dienst des eigenen Hungers nach Selbstbestätigung gezwungen werden können. Das heißt im Gegenteil, als Schöpfer der Welt auch ihr einziger Mittelpunkt sein, um den sich alles dreht, als der Wille dazustehen, der allein zuletzt maßgebend sein darf, mit dem jeder andere Wille in Übereinstimmung zu kommen hat. Mit einem Gott, der sich dazu herbeiließe, in allem die Rolle eines allmächtigen Dieners zu übernehmen und dem Menschen jede Laune und jede Gier zu erfüllen, würde sich der selbtsüchtige Mensch ganz gut abfinden. So dachte sich das Heidentum vielfach seine Götter. Aber damit hörte Gott auf, Gott zu sein, die durch nichts bedingte und darum von nichts und niemand abhängige Oberherrlichkeit, von der im Gegenteil alle Wirklichkeit abhängt und in der allein alles gründet.

So befindet sich der Gott abgewandte selbtsüchtige Mensch im Zustand der Feindschaft gegen Gott. Er betrachtet ihn als seinen Gegner, der die mühsam aufgebauten Sicherungen seines Daseins immer wieder zerschlägt und seiner vergeblichen Versuche, sich in sich selbst zu gründen und sich selbst Gott zu sein, hohnlacht. Tatsächlich scheitert sein vermessenes Unterfangen an der inneren Unmöglichkeit; aber der Mensch schreibt es dem bösen Willen Gottes zu und legt das ihm widrige Weltgeschehen als Neid, Übelwollen, Rachsucht und Laune der Gottheit aus. Durch sein Verhalten bestreitet er Gott den Vorrang, der ihm wesentlich zukommt, und damit sein Dasein selbst; er möchte bestimmen, was Gott zu sein hat und was er tun darf, statt sich der unbedingten Wirklichkeit Gottes zu unterwerfen.

Zerfallen mit den Menschen und mit sich selbst

Der überspannte Anspruch des Menschen bringt ihn folgerichtig auch in Gegensatz zur ganzen Schöpfung. Vor allem wird er zum Feind jedes andern Menschen. Auch dieser stellt ja schon durch sein Dasein den eigenen Anspruch, der Mittelpunkt der Welt zu sein, in Frage. Sein Anspruch auf Selbstständigkeit bedeutet eine Verwerfung dieses Anspruchs. Aber noch mehr: jeder Mensch möchte der einzige Mittelpunkt, die Sonne sein, um die alle andern als dienende Planeten kreisen; jeder möchte alle Macht für sich; jeder möchte alle andern dem eigenen Gelüst sklavisch unterwerfen. Alle sind getrieben von der Unruhe, die aus den letzten Tiefen ihres Seins in Giftschwaden aufsteigt und keinen Frieden aufkommen lässt. So wird das menschliche Dasein zum geheimen Krieg aller gegen alle, und Haß und Neid vergiften alle menschlichen Beziehungen. Dabei kann es der Mensch nicht lassen, sie um Halt und Stütze anzubetteln. Enttäuscht und verbittert muß er aber erfahren, daß keinen Halt bieten kann, was selbst in sich nicht feststeht.

Die fehlende Sicherheit des Seins verwirrt aber vor allem die Ordnung im Menschen selbst. Sein Selbstbesitz ist des nötigen Halts verlustig gegangen

und tief erschüttert. Die geistige Macht ist geschwächt. Die schwankende Freiheit wird der Triebe und der Mächte der leibverhafteten Psyche nicht mehr Herr. Diese fallen deswegen zurück in ihr eigenes, innerlich vom Geist nicht verwandeltes Sein und werden zu dessen Gegengewicht. So entsteht der Zwiespalt, der alles Tun zerreißt. Der Mensch hat nun gleichsam einen doppelten Mittelpunkt, die Freiheit des Geistes und die Naturbestimmtheit des Psychisch-Leiblichen. Keinen von ihnen kann er ganz aufgeben; ebensowenig kann er sie vollständig zur Deckung bringen. Ihre Bestrebungen gehen sehr oft in die entgegengesetzte Richtung; zwischen ihnen ist der Mensch auf die Folter gespannt. Sie behindern sich gegenseitig und berauben seine Bewegungen der anmutigen Leichtigkeit. Zerrissenheit und mühsame Anstrengung prägen alles Menschliche, und zu seiner Beschämung gerade seine Versuche, dem Hohen und Edlen nachzuleben. Nie geht das Gute wie von selbst, aus ganzem Herzen. Nie ist der Mensch ganz geeint; nie wirft er sich aus einem einzigen Ursprung mit geballter Kraft jubelnd dem Ziele entgegen. Er ist wie mit seinem Feind zusammengebunden und sie lassen einander nicht frei. Aber bei all ihrem Zug nach unten verlangt es die niederen Kräfte doch danach, in die höhere Einheit aufgenommen zu werden und so an einem Sinn teilzunehmen; denn Sinn kann ja nur aus dem Geistigen entspringen. Sie warten auf die Verwandlung von oben her, so daß das Höhere auch für sie zur inneren Natur würde, der sie ohne Gewalt aus eigenem Antrieb folgen könnten.

Einsam in der Welt

Nur eine Wiederherstellung der Mächtigkeit des Geistes könnte den Menschen zur Übereinstimmung mit sich selbst und damit zur Seligkeit zurückführen. Diese wiederum könnte ihm nur durch die Zuwendung zum wahren Gott zuteil werden; nur durch sie käme ihm die Erlösung. Warum vollzieht also der Mensch sie nicht? Weil er es aus eigener Kraft nicht kann. Seine Erkenntnis ist verdunkelt. Die Sinnlichkeit ist so übermächtig geworden, daß er das Geistige nur mehr schwach vernimmt. Ist es nicht so, daß das Stoffliche uns ganz natürlich als das eigentliche, als das in sich gefestigte Sein erscheint und das Geistige zur kraftlosen, unwirklichen Abstraktion verblaßt? Daß wir uns des Geistigen schämen und leicht versucht sind, jedes Leben aus geistigen Beweggründen der Heuchelei zu verdächtigen? Wie soll da der Mensch sich den rein geistigen Gott als eine lebendige Wirklichkeit vorstellen können? In der Tat zeigt die Religionsgeschichte, daß diese Erkenntnis zwar nicht gänzlich fehlte,¹ daß sie aber fast unwirksam blieb und meist zurücktreten mußte hinter der Vergöttlichung der Weltmächte, auf die man ein größeres Vertrauen setzte als auf den so fernen Gott. Sie erschienen viel handgreiflicher, viel wirklicher und wirksamer, gerade weil sie der Welt verhaftet sind.

¹ Vgl. diese Zeitschrift, Bd. 147 (November 1950), S. 94—104: Der Gottesglaube primitiver Völker.

Die göttliche Verehrung dieser Weltmächte erlöste aber den Menschen nicht von der Angst. An sie ließ sich die Hingabe aus dem letzten Grund seines Seins, die ihm die ersehnte Einheit seines Wesens gebracht hätte, nicht vollziehen. Diese falschen Gottheiten mußte er sich ja ebenso selbstsüchtig, unbeständig und im Eigentlichsten machtlos vorstellen, wie er selbst ist. Sie sind ja keine letzte, in sich selbst gründende Wirklichkeit, und ihre Göttlichkeit entsprang ja nur der falschen Einstellung des Menschen. Nicht geistige Freiheit erschien ihm als die überall waltende und entscheidende Macht, nicht die Liebe als Spitze und Vollendung des Geistes; sondern wie in ihm die dunklen Kräfte des Abgrunds die geistige Person und ihre freie Selbstbestimmung immer wieder überwältigten, so sah er auch über den einzelnen Göttern den unpersönlichen Weltgrund, gegen den auch sie nichts vermochten. Es war ihnen wohl gestattet, hier und da den Gang der Dinge abzubiegen; aber daß sie das Wesen von Welt und Mensch von innen her verwandelnd zu verklären vermöchten, das erwartete er, und mit Recht, nicht von ihnen. Der Mensch machte sich von seinem Glück eine falsche Vorstellung; und von diesem allzu niedern Standpunkt aus gleicht der Weltlauf in der Tat eher dem Walten blinder und oft grausamer Mächte, die unbekümmert über das Wohl des einzelnen hinwegschreiten. Einsam und verlassen mußte er sich in einer so erfahrenen Welt vorkommen, als Fremdling, für den es keine Heimat gibt, in die er zurückkehren könnte.

Die Ermöglichung des Unmöglichen

Die Erlösung erforderte also eine Umwandlung, die sich in jenen Bereichen des menschlichen Seins vollzieht, die im Kern seines Geistes weit jenseits von allem Psychischen und Gefühlsmäßigen liegen. Eine solche Verwandlung seines ganzen Seins ersehnt der Mensch zwar unaufhörlich in den geheimsten Wünschen seines Herzens. Aber zugleich fürchtet er sie wie den schlimmsten Tod, als eine Überforderung aller seiner Kräfte für ein Unbekanntes, das ihm durch seine Angst hindurch wie ein Gespenst vorkommt. Sein Heil liegt wie hinter einem Wall von Feuer; wie könnte er zu ihm gelangen, ohne zu verbrennen? Vor dem Paradiese steht der Schrecken des Engels mit dem wirbelnden Feuerschwert und stößt ihn zurück.

Und doch wäre es angemessen, daß der Mensch sich selbst erlöste; denn eine Schuld läßt sich als in den Bereich des Personhaften gehörend nicht wie ein Ding ohne ihn, ohne frei gewollte innere Wandlung von ihm nehmen. Die Umstellung aber, die hier gefordert ist, müßte in jenen Tiefen ansetzen, die noch hinter der weltzugewandten Freiheit liegen, aus denen diese erst entspringt; sie sind ihr darum unmittelbar gar nicht zugänglich. Es ist wie ein Widerspruch: wie läßt sich das vereinen, erlöst zu werden, weil man der Selbsterlösung unfähig ist, und doch sich selbst zu erlösen?

Was dem Menschen unmöglich erscheint, das hat Gott in seiner Weisheit und Liebe vollbracht durch die Menschwerdung seines Sohnes. Als Gott konnte Christus den Menschen von seinem Grund her erfassen und ver-

wandeln da, wohin weder ein Geschöpf noch der Mensch selbst je vordringt. Und als Mensch, durch die Geburt in ihre Reihe gestellt und ihr Schicksal in allem bis auf die Sünde teilend (Hebr 4,15), war er berechtigt, im Namen derer zu handeln, die er mit selbstloser Liebe umfaßte und deren Bruder er so geworden war. Darum vermochte er, ihr Einverständnis mit Gott wieder herzustellen, sie mit ihm zu versöhnen. Durch ihn als Gott ist die Menschheit erlöst worden und hat sich durch ihn als Menschen zugleich selbst erlöst.²

Indem der Mensch Christus den Willen des Vaters über alles setzte, und ihm die Erfüllung dieses heiligen Willens ebenso notwendig und unentbehrlich schien wie dem gewöhnlichen Menschen die tägliche Nahrung (Joh 4,34), erkannte er Gott wieder vollkommen als Gott an. Als er aus Gehorsam gegen diesen Willen in den Tod ging, stellte er ihn über alles, selbst über den Lebenswillen, der sonst überall zur Selbstsucht ausgeartet war. Durch Christus hatte sich die Menschheit in ihrem Haupt wieder an den Platz gestellt, der ihr als Geschöpf zukam, war sie wieder in die wahre Ordnung zurückgekehrt. Unter Todesqualen war die Wirklichkeit wieder zurecht gerückt worden. Aber der, der durch die äußerste Erniedrigung hindurchgegangen war und es auf sich genommen hatte, daß ihm all das genommen und versagt wurde, wonach sonst der Mensch gierig greift, wurde auch zum Erstling des neuen, mit Gott in Frieden lebenden Menschen; ihn hat Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist (Phil 2,6—11; Röm 1,4). Der verklärte, auch seines Leibes unmittelbar und vollkommen mächtige Christus ist das Urbild des erlösten, in sein eigentliches Sein zurückgekehrten Menschen. Hier war der Mensch auf eine ungeahnte und doch allein richtige Weise der Herrlichkeit Gottes teilhaftig geworden, die er bis dahin wie eine Beute rauben zu müssen und zu können geglaubt hatte. Und dieser Gott hatte sich als das zu erkennen gegeben, was er in Wahrheit ist, als die Liebe.

Die erlösende Macht der Liebe

Nicht das selbstdüchtige Habenwollen um jeden Preis, sondern die selbstlose Hingabe der anerkennenden Liebe hatte dieses Wunder vollbracht. Nur durch die Liebe kann man ja mit einem Gott in Übereinstimmung kommen, der selbst die Liebe ist (1 Joh 4,16). Die Liebe wurde geoffenbart als die Macht, die uns Anteil gibt, nicht an den vergänglichen Sinnengütern, sondern

² Hierin liegt, soweit der Mensch den Beweggründen Gottes ehrfürchtig nachgehen kann, der eigentliche Grund, warum „es sich für den, durch den und um dessentwillen alles ist, geziemte, als er viele Söhne zur Herrlichkeit führte, den Urheber ihres Heils durch Leiden weihend zu vollenden“ (Hebr 2,10). Es ist darum unangebracht, mit C. G. Jung (Antwort auf Hiob, Zürich 1952, S. 109) von „Rachsucht und Unversöhnlichkeit Jahwes gegenüber seinen Kreaturen“ zu reden und zu sagen: „der Gott des Guten ist dermaßen unversöhnlich, daß er sich nur durch ein Menschenopfer beschwichtigen läßt!“, so daß man „schon blind sein muß, wenn man das grelle Licht, das von hier auf den göttlichen Charakter fällt und das Gerede von Liebe und Summum Bonum Lügen straft, nicht sieht.“ Gottes Vorgehen entspricht vielmehr der Würde der menschlichen Person. Er tat wirklich, was „sich geziemte“. Die Lehre, die Jung bekämpft, ist nicht katholisch. Vgl. Chr. Pesch, Praelectiones dogmaticae IV^{4—5}, 1922, n. 415: „Gewisse Andersgläubige verkehrten und übertrieben den Begriff der Genugtuung, als ob Jesus am Kreuz und im Tode der Gegenstand des göttlichen Zornes gewesen sei, gegen den Gott wütete, bis seinem Zorn genug getan war.“

am geistigen Sein anderer Personen. Sie erkennt die Mitmenschen in ihrer Selbständigkeit an und versetzt uns so in ihre Seinsmitte; sie läßt uns ihre Welt miterfahren und daran reich werden in dem Maße, als die Liebe wirklich und rein ist.³ So wird auch der einzelne Mensch durch liebenden Anschluß an Christus und durch Übernahme seiner Gesinnungen (Phil 2,5) der Erlösung teilhaft und kommt wieder in die richtige Stellung zu Gott.

In der Liebe zu Christus wird der Mensch inne, daß er seinen Grund in dem Willen eines Gottes hat, der die ewige und reine Liebe ist. Indem er durch die Liebe die Gesinnungen Gottes in sich verwirklicht, trifft er sich mit ihm in der gleichen Bewegung des Schenkens seiner selbst, die nur aus einem hohen Selbstbesitz entspringen kann. So entsteht persönliche Gemeinschaft mit Gott. Er tritt in das göttliche Leben ein, vollzieht es gedenhaft mit. In dieser Gemeinschaft erfährt er, leise und kaum spürbar zuerst, immer mächtiger dann, wie Gott ihn trägt, wie er in allem zu seinem Besten mit ihm zusammenwirkt (Röm 8,28), wie sein Dasein aus dieser mächtigen, unerschütterlichen und ewigen Liebe, aus einer Liebe ohne jede Nebenabsicht hervorgeht. In ihr findet er einen sichereren Grund als in sich selbst; denn ihr kann keine Macht etwas anhaben (Röm 8,31—39). So löst sich die tiefe Lebensangst und macht einer ruhigen, stillen Gelassenheit und Zuversicht Platz, die sich von der Tiefe her langsam über sein ganzes Wesen ausbreitet. Keine innerweltliche Drohung und keine Gefahr kann sie mehr erschüttern. Er lebt jetzt aus einem grundlegenden Vertrauen zur Wirklichkeit. Die Macht Gottes steht nicht mehr gegen ihn, weil er nicht mehr gegen Gott steht und gleichsam mit ihm in Wettbewerb tritt in der Aufgabe, das eigene Heil zu sichern. Dieses liegt nun wohlgeborgen bei Gott. Die tiefste und letzte Verkrampfung weicht einer endgültigen Lösung und Befreiung.

Die neue Gelassenheit

Damit ist aber die tiefste Ursache aufgehoben, aus der immer neue Verkrampfungen und Neurosen entstehen. Der Mensch hört auf, sich eine Aufgabe aufzuladen, die über seine Kräfte geht. Die Niederlagen, die er noch erleidet, sind nicht mehr unerträglich und er braucht sie nicht zu verdrängen; es sind Mißerfolge im Äußern, die er gelassen hinnehmen kann. Seit das Wesentliche ins Heil gebracht ist, bringen sie ihm nicht mehr seine grundlegende Ohnmacht ängstigend in Erinnerung, so daß sein ganzes Sein erbebt. Der Mensch, der bisher seine äußerste Kraft zur Sicherung seines Daseins aufbieten zu müssen meinte und selbst durch gewaltsame Anstrengung sich doch keinen festen Grund zu geben vermochte, kann nun diese Kraft auf die Ziele hinlenken, die er wirklich erreichen, wo er schöpferisch sein darf. Darum wird sein Wirken, äußerlich ruhig und unscheinbar geworden, zu einer von der Tiefe her ansetzenden und umwandelnden Kraft,

³ A. Brunner, Vom Wesen und von der Würde der Liebe, in: Geist und Leben, 20 (August 1947) S. 122—132.

die mit einem Mindestmaß an Aufwand von innerweltlichen Hilfsmitteln die Welt umzugestalten imstande ist. Nicht mehr geht der weitaus größere Teil, wie beim gewöhnlichen Menschen, auf Ziele aus, die so wenig zu verwirklichen sind wie der Wunsch, seine Lebenszeit zu verlängern oder seiner Größe eine Elle zuzusetzen (Mt 6,27; Lk 12,25), und wird so verschwendet. Die ganze Kraft des Menschen kommt vielmehr unfehlbar zur Wirkung. Mit einem Mindestmaß an irdischen Mitteln haben die Heiligen die nachhaltigsten geschichtlichen Wirkungen zum Segen der Menschheit hervorgebracht.

Der Friede mit Gott lässt sich aber vom Frieden mit den Mitmenschen nicht trennen. Wer es durch die Liebe fertigbringt, Gott als Gott, als die unbedingte und unabhängige Macht anzuerkennen, der vermag auch das Geringere, die Mitmenschen in ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit durch die Tat freizugeben. In Gott fest gegründet, braucht er sich nicht mehr angstvoll gegen sie zu behaupten. Ihr Erfolg und ihr Wohlergehen erscheinen nicht mehr als eine unmittelbare Bedrohung des eigenen Glücks. Das wahre Glück kann ja von einem anderen Menschen nicht in Gefahr gebracht werden, sondern nur durch die eigene Freiheit. Die Versuchung, den Nebenmenschen als bloßes Mittel zu eigenen Zwecken zu mißbrauchen, ist überwunden.

Bei einem solchen Menschen fühlt sich jedermann in Sicherheit. Die Schwächen, die die Angst kramphaft verborgen hielt, damit sie nicht von den andern heimtückisch ausgenützt würden, dürfen vor ihm ans Tageslicht kommen und in der Entspannung wieder gesunden. Ein wirkliches Du steht ihm nun gegenüber, in seiner Selbstlosigkeit und Güte ein Abglanz und Stellvertreter des göttlichen Du. Sonst sind ja die Menschen nur selten und kümmerlich ein wahres Du, ein wahrer Mit-Mensch füreinander. Eher ist jeder ein Raubtier, das den andern zur Beute machen will. Bei allem leiblichen Nahesein sind sie wenig gegenwärtig füreinander, gehen kaum aufeinander ein, es sei denn, es winke Vorteil oder drohe Nachteil. In ihrem Ich selbstsüchtig verschlossen, vermögen sie nicht zur Gemeinschaft durchzustoßen, nach der doch ihr ganzes Wesen verlangt. Nur der erlöste Mensch ist fähig, den Mitmenschen anzuerkennen und freizugeben. Wie Gott selbst allen Menschen neidlos Freiheit und Selbstständigkeit gewährt, so ist der liebende Mensch mit ihrem Dasein einverstanden, auch wo es ihm lästig wird.

Die eigene Vollendung

Liebe ist ihrem Wesen nach Selbstbesitz. Verschenken kann man ja nur das, was man besitzt. Sich selbst in der Liebe zu verschenken vermag nur der, der seiner selbst mächtig ist; sonst bleibt die Liebe bloßes Gerede, wenn sie nicht ein Deckmantel für schmähliche Selbstsucht ist. Die Liebe verwirklicht daher die Einigung des Menschen, und nur sie. Nur sie trägt das

gesamte Sein des Menschen aus dem tiefsten, innersten Antrieb her frei Gott entgegen. Sie läßt keine Kraft außerhalb ihrer umwandelnden Glut. Ist diese Liebe in der Erlösung, im persönlichen Anschluß an Christus von Gott her einmal geschenkt, so ruht sie nicht, bis sie alles in die Bewegung auf den Urgrund aller Liebe hin einbezogen hat. So strömt die neue Ordnung von einem Mittelpunkt her langsam in alle Bereiche des erlösten Menschen ein, als Gnade und freie Hingabe zugleich. Alles und jedes kehrt an den ihm zu kommenden Platz zurück, und das Maß, das für das Ganze und nicht weniger für den Teil selbst zuträglich und heilsam ist, wird wieder zu seiner innersten Natur. Keine Bestrebung und keine Kraft wird sich jetzt noch verdrängt oder überfordert fühlen, weil keine mehr sich über ihr Maß hinaus auf Kosten der andern zu entfalten und auszubreiten versucht.

Dieses Maß bedeutet weder Hemmung noch Beeinträchtigung. Es ist ja nicht von außen auferlegt, sondern prägt sich von der Personmitte her dem Sein der einzelnen Kräfte ein und formt sie in Rücksicht auf das Ganze, für das sie ja da sind. Steht diese Mitte selbst in der richtigen Ordnung, so treten alle Sonderkräfte bereits in der Entstehung ohne jeden Zwang in sie ein, statt daß sie immer erst nachträglich von versuchten Grenzüberschreitungen zurückgerufen werden müßten. Es entsteht ein gesundes und beschwingtes Zusammenwirken aller aus einem einzigen Mittelpunkt heraus. Die Freiheit der Liebe verleiht dem Ganzen einen ewigen Sinn, in den alles Einzelne mit hineingenommen ist. Frei und anmutsvoll entfaltet und vollendet sich die Bewegung; nicht ohne Grund hängen Gnade (*gratia*) und Anmut (*Grazie*) ebenso wie Gnade (*charis*) und Freude (*chara*; *chairein*) auch sprachlich zusammen. Der erlöste Mensch strahlt eine neue, geistgeborene Schönheit aus, auf deren Herrlichkeit das Symbol des Heiligscheins hinweisen will.

Die selbstlose Liebe erreicht also nach oben zum Guten, was manche Methoden nach unten durch Enthemmung der Triebe, zum Schaden der Menschen als solchen, versuchen. Sie geht den Schwierigkeiten nicht dadurch aus dem Weg, daß sie den Sonderansprüchen einer niederen Einzelkraft zum Nachteil des Ganzen nachgibt, und alle Bedenken, besonders sittlicher Natur, einfach in den Wind schlägt. Eine solche Methode heilt ein Organ auf Kosten der Gesundheit des Ganzen und das Übel muß nach einiger Zeit als Verkümmерung der menschlichen Eigenschaften des Patienten verschärft hervorbrechen. Statt der Sinnfülle tritt dann ein müder und verzweifelter Verzicht auf jeden Sinn ein. Die Würde des Menschen wird aufgegeben. Er erniedrigt sich zum Ding unter Dingen, wo er ihnen als freie Person überlegen und sinnvoll ordnend gegenüberstehen sollte. Die Liebe hingegen besiegt die Verkrampfung dadurch, daß sie die Einzelansprüche dem Ganzen einordnet und damit ihre Begrenzung sinnvoll macht; mit Sinnvollem läßt sich aber ins Einvernehmen kommen und Frieden schließen. Sie macht den Mittelpunkt wieder heil und stark, auf daß er seiner Stellung und seiner Aufgabe gerecht und der Mensch wieder Mensch werde.

Die Verwandlung der Welt

Sogar das äußere Geschehen verwandelt ein selbstlos liebender Mensch in Hilfen für sein Heil und gibt so allem einen Sinn. Nichts trifft ihn mehr als bloß Erleidenden. Aus der Kraft seines Herzens nimmt er alle Ereignisse und Begegnungen in den Zusammenhang des eigenen Sinns auf, macht erst aus ihnen das, was sie nach Gottes Absicht (Röm 8,28) für ihn sein und bedeuten sollen; er verleiht ihnen damit ein höheres Sein, das ihr naturhaftes Sein so überkleidet, wie die Wortbedeutung den physiologischen Laut zum sinnvollen Wort macht. So ist der Liebende wahrhaft der Herr; nichts wird ihm bloß aufgezwungen, nichts drängt sich wie ein Fremdkörper in sein Sein hinein, um dort zu schwärzen und sein Leben zu vergiften. Selbst äußerer Zwang, Gewalt, Unrecht und Leiden können dieser verwandelnden Macht der Liebe nicht widerstehen. Zu einer solch wunderbaren und unerhörten Verwandlung ruft die Bergpredigt auf. Wie der gesunde Leib alle Nahrung aneignet und in sich selbst verwandelt, so gestaltet der liebende Mensch durch seine geistige Kraft alle Begegnisse zu eigenen Taten um. So nimmt er ihnen das bloß Zufällige und verwandelt sie in Wesentliches, das sich restlos in seine letzten Haltungen und Ausrichtungen einordnet.

Sichtbar bewährt sich diese Überlegenheit des neuen Menschen in seinem Verhältnis zum Leiden. Was natürlicherweise für den Menschen das Schlimmste ist, weil es ihm aufgezwungen wird, ihn vermindert und ihm seine Knechtschaft, seine Abhängigkeit von dem Ungeistigen und Unfreien beschämend zum Bewußtsein bringt, das wird für die Heiligen zum Mittel der letzten Befreiung von jeder Selbstsucht und des bedingungslosen Eingehens auf den Willen Gottes. Die liebende Gemeinschaft mit dem leidenden Herrn entfacht auch ihre Liebe zu solch übermenschlicher Glut, daß sie auch das härteste Gestein des Leidens in das leuchtende Gold hoher Freude umzuschmelzen vermag. So verwirklicht sich, was der heilige Ignatius als das höchste Ziel des christlichen Lebens hier auf Erden hinstellt: „auch wenn das Lob und die Ehre der Göttlichen Majestät gleich groß wären, so will und wähle ich doch, um Christus, unserem Herrn, nachzuahmen und ihm in der Tat ähnlicher zu werden, eher die Armut mit dem armen Christus als Reichtum, eher Schmach mit dem schmachgesättigten Christus als Ehren, und ich sehne mich mehr danach, für unsinnig und töricht gehalten zu werden um Christi willen, der zuerst als ein solcher angesehen worden ist, als in dieser Welt für weise und klug erachtet zu werden“.⁴ Die gleiche echte Überwindung des Leidens spricht aus der Unterredung des heiligen Franz von Assisi mit Bruder Leo und aus den Worten der heiligen Theresia von Jesus: „Leiden oder sterben!“ Schließlich verliert selbst der Tod seine Schrecken; er ist nur noch das letzte Tor, das zu durchschreiten, es den Menschen verlangt, „um mit Christus zu sein“ (Phil 1,23). Das Wunder ist vollbracht: was natürlicherweise der grimmigste Feind der Freude ist, die bittern Was-

⁴ Ignatius de Loyola, Exercitia Spiritualia. Sec. Hebd.: De tribus humilitatis modis.

ser des Leidens, ist in den Wein übermenschlicher Freude verwandelt worden. Auch das unauslöschliche Sklavenzeichen unserer Entmachtung und Selbstentfremdung, der Tod ist nun in den ureigensten Willen hineingenommen, der nichts anderes mehr will als Gottes Willen. Damit sind selbst die Geworfenheit und geschichtliche Bedingtheit, die dem Dasein als einem geschaffenen unzertrennlich anhaften, aufgehoben; denn mit dem Schöpferwillen Gottes, mit dem die Liebe den Menschen ins Einvernehmen bringt, bejaht er auch die absolut freie und grundlose Schöpfung seiner selbst mit, ist er über Gott mit sich selbst so einverstanden, wie es Gott, und er allein, unmittelbar und von Wesen ist. Damit wird auch ihm sein Anteil an der Seligkeit Gottes.

Der Friede, den die Welt nicht kennt

So kommt es auf allen Lebensgebieten zu einer bis dahin unbekannten Gelöstheit. Friede wird, jener Friede, den die Welt nicht kennt (Joh 14, 27) und der alles Verstehen übersteigt (Phil 4, 7); Friede in der doppelten, hebräischen und griechischen Bedeutung,⁵ die das Wort im Neuen Testament meint, als Erfüllung und Vollendung wie auch als Aufhören des Streites und des Krieges. Und eines geht ja nicht ohne das andere. Denn aller Streit entzündet sich immer wieder an der eigenen Leere und Bedürftigkeit, die die Selbstsucht auf Kosten der andern auszufüllen versucht. Der Mensch jedoch, der in der Liebe Gottes steht und bleibt, ist erfüllt und weiß zugleich, daß diese Erfüllung Gnade ist, die nur von Gott kommen kann. Er weiß sich getragen von der Bewegung der göttlichen Liebe, der er sich einordnet und überläßt, statt sich durch die eigene Selbstsucht immer in Gegensatz zu ihr bringen und gegen sie anzukämpfen. Nun liegt der Mensch richtig. Alle Kräfte in ihm sind gelöst und auf das ihnen gemäße Ziel ausgerichtet. Er selbst aber steht in der Wahrheit seines Ursprungs. Er ist das geworden, was er ist, ein Geschöpf. Nein, durch Gottes Gnade ist er mehr noch, Kind des Vaters, Bruder und Miterbe Christi, erfüllt vom Heiligen Geiste; und er nimmt am persönlichen Leben Gottes teil. So ist er stärker und reiner er selbst, als es ihm von Natur aus zukäme. Er ist in Wahrheit ein Übermensch geworden, der echt und groß sein Menschsein erfüllt, ohne zum Ungeheuer zu entarten. Der alte Paradiesestraum, der den Menschen zu allen Zeiten dunkel lockte, ist Wirklichkeit geworden: der Mensch ist wie Gott. Aber er hat es nicht dadurch erreicht, daß er vermessen Gott von seinem Thron stürzte, um sich selbst an seine Stelle zu setzen. Sondern durch die Liebe ist er so ins Einvernehmen mit Gott gekommen, daß nun Gottes Gesinnungen seine Gesinnungen, Gottes Sicht seine Sicht, Gottes Wille sein Wille ist, weil er in Gemeinschaft mit Christus lebend aus der Mitte Gottes selbst west und handelt (Phil 2, 5 f.). Bejahung Gottes und Selbstbejahung sind endlich zur Deckung gekommen. Der Mensch ist erlöst und heil.

⁵ Foerster in: Kittel, Theol. Wörterbuch zum NT, II, S. 398—416.

In der Hoffnung erlöst

„Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns? Er hat ja seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben! Wie wird er mit ihm uns nicht alles gnädig schenken? Wer wird die Erwählten Gottes anklagen? Gott spricht sie gerecht. Wer ist es, der das Urteil sprechen darf? Jesus Christus, der gestorben, vielmehr der auferstanden ist und zur Rechten Gottes sitzt, und der für uns eintritt! Wer wird uns trennen von der Liebe Christi? Trübsal oder Bedrängnis oder Verfolgung oder Hunger oder Entblößung oder Gefahr oder Schwert; es steht ja geschrieben: Deinetwegen sind wir den ganzen Tag dem Tode ausgesetzt, werden wir wie Schafe zum Schlachten erachtet. Aber in all diesem tragen wir mehr als den Sieg davon durch die Hilfe dessen, der uns liebt. Denn ich bin fest überzeugt, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Kräfte noch Höhe noch Tiefe noch irgendein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus unserm Herrn ist“ (Röm 8,31—39). Wer in einen solchen Jubel ausbrechen kann, wer im Wissen um die Liebe Gottes, die in Christus offenbar geworden ist, so alle geschaffenen Mächte in die Schranken zu rufen wagt, der ist erlöst; erlöst von aller Angst.

Allerdings setzt die Verwandlung zunächst in der geistigen Mitte des Menschen an, die über sein Bewußtsein hinausliegt. Von da aus soll sie sich auch über die übrigen Bereiche ausbreiten. Dies geschieht aber nicht ohne die freie Mitarbeit des Menschen, der nun in seiner erlösten Mitte einen festen Stand gefunden hat. Die Erlösung ist ja zugleich unverdienbares Geschenk und frei zu übernehmende Aufgabe. Nur so ist sie dem Wesen einer geschaffenen Person angemessen. Aber langsam nur dringt die Verwandlung von oben her in das Psychische vor. Lange bleibt ihre Wirkung nur der ungenständlichen Erfahrung der Geistperson zugänglich. Die Sinnlichkeit geht dabei leer aus. Sie kann an diesen Erfahrungen nicht teilnehmen, solange sie nicht neu geworden ist; wohl aber schmeckt ihr nun ihre frühere Nahrung schal und langweilig. Für sie bedeutet die Erlösung Leiden und Tod. Deswegen ist der erlöste Mensch hienieden in den Außenbezirken seines Seins unerfüllt und gequält, ein Mensch des Mißerfolgs und des Scheiterns. So erscheint er seiner Mitwelt. Auch das *Ecce homo* bleibt ihm oft nicht erspart. „In der Hoffnung sind wir erlöst“, sagt der gleiche Paulus (Röm 8,24), der den Jubelhymnus auf das Glück der Erlösung anstimmte. In den irdischen Belangen geht der Erlöste durch die Schrecken hindurch, denen der Hymnus sich stellt, und oft erleidet er, irdisch gesehen, Niederlagen. Aber es muß so sein. Die Erlösung, die Bewährung der geistigen, göttlichen Kraft, soll ja zugleich auch das eigene Werk eines jeden Menschen sein. Wie sollte sie sich aber anders erweisen als im Ertragen des menschlich Unerträglichen, als durch den Lobgesang im Feuerofen?

Mehr noch. Wenn die Erlösung in der reinen Liebe besteht, dann muß sie sich vollenden in der Gemeinschaft mit Gott und mit den Menschen. Der Gott, mit dem sie ins Einvernehmen kommen muß, ist aber der Gott, der für alle Menschen am Kreuz gestorben ist. Kein wahrer Christ wird sich allein erlösen wollen. Und es würde ihm auch nicht gelingen; denn er verfehlte dann das Wesen der Erlösung, die Liebe. Diese treibt und drängt dazu, mit Christus für alle mitzusterben (2 Kor 5,14 f.) und zur Erlösung der ganzen Menschheit mit beizutragen (Kol 1,24) und so mit Christi Wille und Absicht, mit seiner Liebe, mit der ewigen Liebe Gottes einig zu werden, sich gleichsam in die Richtung seiner Liebesbewegung hineinzugeben und mittragen zu lassen.

Wenig erlöst nach irdisch selbstsüchtigen Begriffen können darum auf Erden die Erlösten aussehen. Sah Christus etwa in den Qualen der drei langen Kreuzestunden, lang wie die ganze sündige Geschichte der Menschheit, erlöst aus? Schlecht beraten war also der Pfarrersohn Nietzsche mit seinem Vorwurf: „Bessere Lieder müßten sie mir singen, daß ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müßten mir seine Jünger aussehen“,⁶ und wenig Kenntnis verriet er vom Wesen des Christentums. Die Erlösung tritt leise durch die innerste Mitte des Menschen in die Welt ein. Durch sie wird der Mensch im Wesentlichen von seinen Fesseln gelöst und nunmehr fähig gemacht, selbst zusammen mit der Gnade eine Bindung nach der andern zu entknüpfen, eine Verwirrung um die andere zu klären und die Macht des Guten immer ungehinderter in die Welt auszustrahlen. Selten sind die Taborstunden der Verklärung, wo die Verwandlung durch die äußeren Hüllen durchbricht, kleine Anzahlungen auf die endliche Herrlichkeit hin. Mitten im äußeren Dahinsterben des Christen offenbart sich jedoch immer wieder die göttliche Lebenskraft Christi und bewährt ihre Überlegenheit über alle Mächte der Welt (2 Kor 1,4—12). Jede Lösung von dem, woran das Herz sich gehängt hat, schmeckt der Selbstsucht wie Tod; und so ist auch und vor allem die christliche Erlösung ein bitterer Trank. Der Mensch könnte sie nicht bestehen, fühlte er nicht in sich die unsagbare Gewißheit des Glaubens, daß mitten im Zerfall der irdischen Behausung eine nicht von Händen erbaute, ewige Himmelswohnung von Gott her in ihm sich erhebt (2 Kor 5,1—5).

⁶ Fr. Nietzsche, Also sprach Zarathustra. 2. Teil: Von den Priestern.